

Kopf der Mannschaft

Mit seinen Auftritten im Champions-League-Studio des Schweizer Fernsehens ist Gilbert Gress endgültig zur Kultfigur geworden. Hinter der Rolle des Fussballclowns verbirgt sich ein Besessener, der sich nichts mehr wünscht, als nochmals eine grosse Mannschaft zu trainieren. Von Barbara Lukesch

Gilbert Gress eilt in die Empfangshalle des Schweizer Fernsehens und begrüsst die Rezeptionistinnen mit einem strahlenden «Hallihallo!» Es ist Mittwochabend, auf dem Programm steht die Champions League, die Gress gemeinsam mit Andy Egli kommentiert. Der Elsässer ist blendender Laune, kommt er doch direkt aus seiner Heimatstadt Strassburg, die kürzlich ein rauschendes Fest feierte, das ihm galt: Heuer jährt sich der Meistertitel von Racing Strasbourg zum dreissigsten Mal. Gress war der Baumeister des Erfolgs und hatte Spieler wie Raymond Domenech, Trainer der französischen Nationalmannschaft, oder Arsène Wenger, Coach von Arsenal London, entdeckt. Strassburg lag ihm damals zu Füssen, und Strassburg verehrt ihn noch heute. So hat es der Mann gern, der sich selber für einen der überragenden Fussballtrainer der Welt hält.

In der Festschrift füllen die Bilder seiner Person nahezu das ganze Heft. Er liest eine Textpassage vor, in der ihn ein Fan von damals mit einem Gott gleichsetzt. Der Schalk sitzt ihm in den Augen, als er mit kokettem Unterton fragt: «Gäll, jetzt meinen Sie, ich sei grössenwahnsinnig?» Aber es sei wirklich verrückt gewesen. Kam er zu einem Klub, war dessen Kasse leer. Ging er wieder, waren die Zuschauerränge besetzt und die Kasse gefüllt. Das sei bei Strassburg so gewesen, und bei Neuchâtel Xamax ebenfalls. «Ich habe die Menschen glücklich gemacht mit meinem Erfolg, für den ich sehr hart gearbeitet habe.» Man glaubt ihm aufs Wort. Unvergesslich jene Szenen, in denen der eher zierliche Mann am Spielfeldrand hin und her rannte, schrie, fluchte, tobte wie ein Berserker. Es gab Zeiten, da musste er vor den Spielen Tranquilizerschlucken. Gressschwelgt gern in den Erinnerungen an die guten alten Zeiten. Als eine Gruppe von Besucherinnen durch die Empfangshalle des Fernsehens geführt wird, werfen die Frauen ihm interessierte Blicke zu, die er erwidert.

Jetzt aber ist Champions League angesagt, und diesmal ist es Andy Egli, der alles gibt: Namen, Daten, Resultate, Vergleiche und Analysen. Einem Musterschüler gleich trägt er sein gesammeltes Wissen vor, beflissen, eifrig. Seine Stirn liegt in tiefen Falten. Egli, einst National- und Bundesligaspieler, ackert und arbeitet im Studio. Gress lässt dem jüngeren Kollegen den Vortritt. Er wirkt entspannt, seine Körperhaltung zeugt von Gelassenheit, sein Lachen hat Charme. Während sich Egli durchtinkt, spielt Gress den eleganten Pass.



«Die Haare mach isch selber»: Trainer Gress.

Egli redet viel, Gress erstaunlich wenig. Der 68-Jährige hat die Ausstrahlung eines Menschen, der in sich ruht. Eines «Grand Monsieur» auch, wie ihn Rainer Maria Salzgeber, einer der beiden Moderatoren der Champions-League-Abende, gern nennt.

Der lustige Mann aus dem Fernsehen

Gress ist aber auch ein komischer Kauz, der zu Schmunzeln, manchmal gar Gelächter Anlass gibt. Das fängt an, wenn er im Studio in Lederjacke und Ringelpulli aufkreuzt und so aussieht, als käme er direkt aus dem Rotlichtviertel von Marseille. Dann seine Frisur, jene legendäre weisse Mähne, deren Scheitelpunkt auf dem Hinterkopf liegt. Die ist ihm so heilig, dass er nicht einmal die Visagistinnen des Fernsehens an sie heranlässt. Vergisst sich eine und greift zum Kamm, tönt es umgehend: «Die Haare mach isch selber.» Wie mag er wohl aussehen, wenn er morgens ungekämmt aus dem Bett steigt? Und dann nach seiner Brille greift, jenem rund dreissig Jahre alten Modell, bei dem die Gläser fast so gross sind wie Untertassen. Dazu kommt sein Dialekt, eine höchst individuelle Mischung, irgendetwas zwischen Französisch, Elsässisch, Schwäbisch und Schweizerdeutsch. Die Kinder von alt Nationalgoalie Jörg Stiel, dem dritten Champions-League-Experten, finden den Mix so cool, dass sie

ihren Vater bestürmen, so zu reden wie Gress. Noch lustiger wird es, wenn Gress es mit der Technik zu tun bekommt. Unerreicht jene Geschichte, als er auf dem Weg zu seinem ersten Trainingslager mit der Schweizer Nationalmannschaft in der Eile statt sein Mobiltelefon die Fernbedienung seines Fernsehers einpackte. Den Umgang mit dem Computer hat er gar nicht erst gelernt, per E-Mail kann er nicht kommunizieren. Auch dem Versenden und Empfangen von SMS verweigert er sich konsequent. Wer etwas von ihm will, muss ihn anrufen oder ihm einen Brief schicken.

Das kann zu Problemen führen. So geschehen bei der Fernsehsendung «Der Match», wo Gress als Trainer der Prominenten mitwirkte. Während die anderen Teilnehmer per E-Mail informiert wurden, wandte er sich wiederholt an seinen Assistenztrainer Urs Schönenberger und klagte, er wisse diesen Termin nicht und habe jene Info noch nicht erhalten. Das fand er selber überhaupt nicht lustig, Gress ist bei aller Komik ein Mensch, der alles sehr ernst nimmt. Insbesondere in seiner Rolle als Trainer verstand er nach Aussagen ehemaliger Spieler gar keinen Spass. Arne Stiel, Bruder von Jörg und während eines Jahres bei Servette Genf Aussenverteidiger unter Gress, sagt: «Er ist ein Schinder, der unheimlich viel von den Spielern verlangt. Disziplin geht ihm über alles.» Das habe beim Essen angefangen. Käse zu den Spaghetti seien des Teufels gewesen, das Höchste der Gefühle war eine fettlose Tomatensauce. Als er sich einmal erlaubt habe, ein Stück Weissbrot mit Olivenöl zu beträufeln, habe Gress zwar geschwiegen, ihm zwei Wochen später nach einer mässigen Leistung aber vorgehalten: «So wie Sie essen, Arne, können Sie gar nicht gut spielen.» Ein Lob habe er ihm, der immerhin die gesamte Saison im Einsatz stand, nur ein einziges Mal gespendet.

Als er erfuhr, dass Arne Stiel keinen Fernseher besass und daher nicht jedes Europacup-Spiel anschauen konnte, sei Gress «fast durchgedreht». Man lerne durchs Zuschauen, habe sein Credo gelautet, das er sein Leben lang beherrigte. Sitzt Gress doch Tag und Nacht vor dem TV-Gerät und verfolgt am liebsten den französischen Fussball.

Unter den Spielern schätzte er Typen wie den Deutschen Uli Stielike, einem Ausbund an Kampfgeist und Arbeitsmoral. Urs Schönenberger sagt: «Gress wollte immer Leute mit Power, alle anderen hatten es schwer bei ihm.» Seinem hohen Anspruch blieb er auch treu, als

er die Prominentenauswahl für die Fernsehserie «Der Match» trainierte. Renato Tosio, ehemals Eishockey-Goalie beim SC Bern, staunte nicht schlecht, als er realisierte, dass «das alles andere als eine Plauschwoche wurde, an der wir nicht viel zu lachen hatten». Gress habe einen enormen Ehrgeiz an den Tag gelegt und mit ihnen so hart gearbeitet, als «ginge es um den Europameistertitel». Manchmal habe sein Verhalten ans Absurde gegrenzt, so Tosio, und er habe sich gefragt, ob Gress jetzt Ernst mache oder nur einen Spass. Sogar beim Essen blieb Gress seiner puristischen Linie treu. Als eines Tages Gurkensalat aufgetragen wurde, eine für Sportler schwerverdauliche Speise, beschimpfte er die Serviertochter und liess sie das Ärgernis umgehend entfernen.

Gress verliess mit vierzehn die Schule, weil er längst wusste, dass er Profifussballer werden wollte. Als Neunzehnjähriger setzte er seine Absicht bei seinem Lieblingsklub Racing Strasbourg in die Tat um. In seiner Karriere als Spieler, er trug in der Regel die Nummer 7 oder 8 und war gemäss eigenen Worten «der Kopf der Mannschaft», wurde er zweimal mit Olympique Marseille französischer Meister und einmal mit Strasbourg Pokalsieger. Zu seinen grössten Erfolgen als Trainer gehören die Meistertitel mit Racing Strasbourg (1979) und Neuchâtel Xamax (1987 und 1988), dazu der Gewinn des Schweizer Cups mit dem FC Zürich

im Jahr 2000. Gress, sagt Arne Stiel, ist «ein Verrückter». Er liest nie ein Buch, weil ihm dazu die Musse fehlt. Ferien empfindet er als lästige Unterbrechung seines Alltags, und wenn er mit seiner Frau einmal auswärts essen geht, was selten genug geschieht, muss sie stets damit rechnen, dass ein Fremder ihren Mann anspricht und mit ihm zu fachsimpeln beginnt. Béatrice Gress, seit 44 Jahren mit ihm verheiratet, ist eine Ehefrau, die ihre eigenen Bedürfnisse immer weit hinter jene ihres Mannes zurückgestellt hat. Das ging so weit, dass sie sogar einwilligte, die gemeinsamen Kinder von ihren Eltern aufziehen zu lassen, um ihren gestressten Mann nicht zusätzlich zu belasten. Gress selber schilderte diesen Moment seines Lebens einmal so: «Unsere Tochter war gerade zur Welt gekommen und schrie jede Nacht. Sie schrie Mittwochnacht, Donnerstagnacht, ja, und ich hatte am Sonntag ein Spiel und konnte nicht schlafen. So haben wir sie am Samstagabend zu den Schwiegereltern gebracht und wollten sie eigentlich nach dem Spiel wieder abholen. So war es vorgesehen. Plötzlich aber ergab es sich so, dass sie blieb. Und unser Sohn wuchs dann auch dort auf.» Gress sagt heute: «Meine Frau zahlte einen hohen Preis dafür, dass ich Karriere machen konnte.»

Jetzt steht dieser fussballbesessene Mann ohne Klub da. Hält hin und wieder einen Vortrag, wird mal eingeladen, in einem Spiel mit

seinem prominenten Fuss den Ankick zu machen, trifft sich mit Freunden zum Tarot-Kartenspiel. Seit dem 1. März ist er zudem in einem Werbespot für Totogoal von Swisslos zu sehen, in dem er umgeben ist von Menschen, Alten und Jungen, Männern und Frauen, die mit ihren langen weissen Haaren alle so aussehen wie Abziehbilder von ihm. Gress, die Kultfigur – seine Frisur ist schon zu Lebzeiten Legende.

Höflich, eitel, unglücklich

Gress' Bekanntheitsgrad dürfte inzwischen so gross sein wie jener von Bundesräten. «Er ist ein Sympathieträger», sagt Bernard Thurnheer, «der vor allem deshalb so gut ankommt, weil er sich nie auf Kosten anderer lustig macht, sondern nur über sich selber.» Was ist dieser Monsieur Gress, der entgegen den Gepflogenheiten im Fussball mit allen per Sie verkehrt, bloss für ein komischer Vogel! Er ist ein ausgesprochen höflicher, aber auch ein überaus eitler, sehr eitler Mann und geniesst seine Popularität: «Es ist wirklich wahnsinnig, wie sich das alles entwickelt hat.» Richtig glücklich ist er trotzdem nicht. Dazu fehlt ihm eine Mannschaft, die er trainieren kann. «Alex Ferguson, Giovanni Trapattoni, Otto Rehhagel und Luis Aragonés sind alles Männer um die siebzig, die ihren Job super machen. Da kann ich es ja wohl auch noch mal packen.» ○

			Für Bio und Fairtrade.		
	Für die tiefsten Preise.				
				Für echt Schweizerisches.	
		Für alles an einem Ort.	 Für mich und dich.		